



[Nachdruck verboten.]

Lenzthing am Kennstieg.

Von August Trinius.

(Schluß.)

Nun folgte der erste Humpenschwung, dem Lande der Hermunduren zu Ehren ausgebracht. Vorher aber erhob sich der Germanist aus Offenbach, einige erklärende Worte darüber abzugeben. Der Humpenschwung entspreche vollständig dem heutigen akademischen Salamanderreiben. Es sei nicht ein freies Spiel seiner Phantasie, was er heute in den Worten des altdeutschen Humpenschwunges uns gäbe. Wiederholte Entzifferungen alter Runensteine habe ihm den Beweis dafür gegeben. Und sei auch jedes Wort nicht entsprechend dem Ausruf unserer Vorfahren, der Sinn bede sich vollständig damit. Nur das Kommando 1 — 2 — 3 sei hinzugefügt, um eine abgerundeterer Ausführung des Humpenschwunges zu ermöglichen. Darauf kommandirte er die Lösung:

„Rastlos reibt 'rum!
1 — 2 — 3.
Mächtig schlürst Meth!
1 — 2 — 3.
Klirr klappernd Glas
1 — 2 — 3.
Humpen hebt hoch!
1 — 2 — 3.“

Alles klappte vorzüglich, und heller Jubel lohnte den Germanisten. Die Wirkung der einzelnen Lösungsworte war ganz außerordentlich.

Das Kennstieglid des Verfassers dieser Zeilen, thüringer Wandersleuteu gewidmet, schloß sich an. Es lautet:

Steigt hinan zum Bergestamme,
Trinkt der Freiheit herben Sauch!
Wer da in den gold'nen Morgen
Riehet, laßt daheim die Sorgen,
So will's aller Wanderbrauch.
In des Hochwalds erstem Rauschen
Melodien das Herz erlauscht;
Städt' und Länder tief sich breiten,
Und entzückt in neue Weiten
Taucht das Auge farbberauscht.
Will nun fröhlich Dich erwandern,
Die Du grün voran mir fließt,
Die Du trennst Sprach' und Gejaide,
Märumbob'ne Bölferscheide,
Stiller Kennstieg, sei gegrüßt!
Wen des Alltags Bann bedrückt,
Flüchte sich in Deinen Schuß!
In dem Rauichen Deiner Wipfel,
In dem Leuchten Deiner Wipfel
Find't er Kraft der Welt zum Trug!
Auf des Grenzwegs grünem Raine
Reicht zum Wunde Such die Hand!
Ihr, des Waldgebirges Söhne,
Ehrt der Heimath hehre Schöne,
Schwöret Treu' dem Vaterland!

Der uns Erdenpilger führet,
Sonnenaufwärts, thalhinab:
Schenk' uns in der Heimath Allen,
Wenn zum letzten Ziel wir wallen,
Einst ein waldumrauschtes Grab.

Als das Lied verklungen war, begann das Kreifen des Methbechers. „Nach uralter Hermundurenfite,“ hieß es in dem Programm, „muß Jeder, an den die Reihe des Methschlurfs kommt, vorher durch ein kräftig Lied, ein kernig Wort oder einen heiteren Schimpf anderer Art den Trunk verdienen.“

Es hat dann auch nicht daran gefehlt. Einzel- und Chorgesänge wechselten mit dem Vortrag heimathlicher Dichtungen und Lieder. Saitenspiel und Skalbengesänge einiger nördlicher Gaugenossen voll Wohlklang, Humor und Lebensfreude entfesselten immer erneute Beifallsstürme. Ein nach München verschlagener thüringer Arzt ließ es nicht an bayerischen Schnadahüpfeln und neckischen Hochlandsgefängen fehlen; Rudolf Baumbach ward zitirt und heimische Weisen süßten den alten Zauber auf die Herzen aus. Immer war's all die Stunden, als rauschten die Tannen unsrer Berge friedlich ihren Segen hinein.

Noch manche Festbarbete der Gaugenossen stieg, ehe die Abzug des Heerbaus erfolgte. Auch der befreundeten Gemeinde Gabelbach am Kieckelhahn bei Jmenau galt ein Humpenschwung.

Die vorgesehene Beschreitung des Grenzrains und der Walblauben mußte leider unterbleiben.

Eine hübsche kleine Feier beschloß das schöne Fest: die „Schwertleite“ dreier junger Hermundurenjöhne, welche das Geschick demüthigt hinaus in die Welt entsandte.

Unter Musikklangen, geführt von dem älteren, phantastisch ausgeschmückten Germanisten, traten sie fiegend, Einer hinter dem Anderen, im Zuge herein, in der Linken den frisch gefüllten Becher, in der Rechten einen hohen Fichtenzweig tragend. In einer kurzen Anrede ließ er ihnen noch einmal das Bild der Heimath aufleben. Fichtenzweig und Methbecher solle ihnen Symbol bleiben, daß sie sich rein, treu und deutsch draußen in der Fremde erhalten möchten. Wenn im Geiste der heimathliche Wald sie umrausche, dann sollten sie an den Schwur der Heimath denken, und wenn sie in frohem Vereine die Becher schwängen, sei es wieder immer zuerst dem Vaterlande.

Darauf rührte er sie mit seinem Zweige an, nahm das Gelübniß ihnen ab, und sie leerten in einem Zuge die Becher. Es war ein scheinbar lustig Thun, das sie da ausführten, aber der Ernst stand den jungen Thüringern doch auf den Gesichtern geschrieben.

Die Nacht hatte sich bereits über die verschneiten Höhen gesenkt, als der Lenzthing sein Ende fand. Handschlag und Abschiedswort und draußen am Kennstieg noch ein letztes Lebewohl! Dann ging's nach Osten und Westen hinab in die schlafenden Thäler. Aber das „Hoïho!“ der Volksagenossen scholl noch lange von den Bergen zurück und tönt wohl einem Jeden heute noch im Widerhall durch die Seele.

(Nachdruck verboten.)

Tolstoi-Erinnerungen.

Von Ludwig Petrowitsch**

I.

Tolstoi als Kinderfreund.*)

Als ich vor jetzt über 30 Jahren die Verwaltung der im Tula'schen Gouvernement belegenen Güter des General Kostomarov übernahm, hatte ich von der Existenz eines Grafen Tolstoi, trotzdem er nur 40 Werst von meinem Wohnorte Charino entfernt lebte, noch keine Ahnung. Aufmerksam gemacht wurde ich auf ihn durch den damaligen Stanowoi (das ist ein höherer Landpolizeibeamter), zu dessen Bezirk sowohl mein Wohnort Charino, wie auch das Gut Jasnaja Poljana des Grafen Tolstoi gehörte; sein Verdienst war es, mir über den Grafen und dessen Ansehen und Beliebtheit bei seinen Standesgenossen und Bauern Aufklärung zu geben.

Von ihm erfuhr ich, daß der Graf bei seinen Standesgenossen, seinen Nachbarn, nichts weniger wie beliebt sei und — hauptsächlich nicht beliebt bei seinem Stanowoi, gegen dessen polizeiliche Allgewalt er seine Bauern bei jeder Gelegenheit in Schutz nahm.

Meine Neugier, den Grafen selbst kennen zu lernen, war durch diese Mittheilungen rege geworden, und lange sollte es nicht währen, so bot sich die Gelegenheit dazu.

Zu Anfang März, die warmen Frühjahrswinde hatten bereits die festen Eisbrüden über die Upa und Oka gesprengt, trat mein treuer mir ergebener Dorfsilvester zu mir ins Zimmer und erklärte, ich müsse mit ihm zum Friedensvermittler, der habe seine Genehmigung zur Entnahme von Saatforn aus dem Bauernmagazin zu geben, und ich, als Vertreter der Gutsverwaltung und Bewahrer der Schlüssel zum Magazin, müsse mitkommen.

Nun war der augenblickliche Zustand der Wege unbeschreiblich; für Fuhrwerke jeglicher Art vollständig unpassierbar, die Brücke über die Oka — Nebenfluß der Wolga — vom Eise zerstört und noch nicht wieder hergestellt, sodaß ich durchaus nicht sehr erbaut war, diese Tour unternehmen zu müssen. Aber als mir der Starshina weiter erzählte, der Friedensvermittler sei Graf Tolstoi, da war mein Verlangen, diesen Mann kennen zu lernen, doch größer, als meine Bedenken über den schlechten Weg. Dieser mußte denn alsbald zu Pferde zurückgelegt werden.

Es war ein trüber, naßkalter Morgen, den wir zu unserem Ritt gewählt. Als wir endlich nach gefahrvoller Ueberfahrt über die wild dahinströmende Oka auf die Kiemer Chaussee gelangten, ließen wir unsere Pferde, die nun wieder festen Boden hatten, stolt austraben, und so gings abwechselnd Trab und Schritt munter vorwärts trotz Schnee und Nässe. — Endlich tauchte links von der Chaussee ein Komplex von Gebäuden auf, die mir der Starshina als die Gutsgebäude von Jasnaja Poljana bezeichnete. Eine etwa 6 Fuß hohe Mauer trennte Park und Gebäude von den übrigen Ländereien, und die offene Stelle in der Mauer, flankirt von zwei stärkeren Pfeilern, ließ vermuthen, daß hier das Thor gewesen und ich auf dem richtigen Wege zum Herrenhause war.

Brüßend schaute ich mich um; es war ein anderer Anblick, der sich mir bot, als wie ich mit den Wohnort eines Grafen gedacht hatte. Noch besangen von der Erinnerung an unsere skandinavischen Herrensitze, wo auch beim schlechtesten Wetter das Herrenhaus und die nächste Umgebung sich wenigstens ordentlich und gepflegt präsentirt, war hier von Pflege der Mauer, des Weges, des Hauses wenig wahrzunehmen. In Gedanken verglich ich meine Heimath mit diesem Lande, mußte mich aber schleunigst zur Seite neigen, um einem Schneeballe auszuweichen, der, wie mir schien, es darauf abgesehen hatte, meine Betrachtungen zu unterbrechen.

Heller Jubel empfing mich beim Hineinreiten in den Hof. Eine Schaar von etwa 40—50 Knaben jeden Alters war eifrig bemüht, den frisch gefallenen Schnee zu Schneebällen zu formen und ein gegenseitiges Bombardement aufzuführen. Sie schienen es besonders auf einen noch jungen Mann abgesehen zu haben, der in kurzem Paletot, auf dem Kopf einen

*) Wir geben im Hinblick auf den Ende d. M. bevorstehenden 70. Geburtstag Leo Tolstois diese Erinnerungen aus den sechziger Jahren, deren Verfasser den hohen Beamtenkreisen der russischen Distriktsprovinzen angehört, um so lieber wieder, als sie den Grafen in seinen jungen Jahren und nach einer rein menschlichen Seite hin darstellen
D. Red.

weichen, grauen Filzhut, gewandt und behende allen Wurfgeschossen auswich, dabei unausgesetzt seine Gegner mit wohlgezielten Treffern sich vom Leibe zu halten verstand. Allmählich aber konzentrirte sich das ganze Feuer auf diesen Einen, und trotz seiner größeren Gewandtheit und Stärke konnte er sich nicht behaupten und wurde immer mehr auf todes Feld gedrängt.

Ich hielt mein Pferd an, um nicht in dieses Bombardement hinein zu gerathen, und ward so Zuschauer der ergötzlichen Szene. Aber schon hatte mich der junge Mann erblickt, und schnell auf mich zulaufend, schleuderte er seinen letzten Ball in die ihn verfolgende Menge, dadurch die Verfolger zwingend, zurückzuweichen. Diesen Augenblick benutzte er, um mein Pferd und seinen Reiter als Schutzwand gegen die jetzt mit Macht herandrängende Kinderchaar zu gebrauchen.

Nun erst konnte ich mir den Mann genauer betrachten. Ein frisches Gesicht, etwas dunkler Teint, offene, lachende Augen, aus denen die Freude über die erlittene Schlappe hervorleuchtete, halblanges, dunkles Haar, eine freie, breitgewölbte Stirn und eine kräftige und doch schlanke Figur über Mittelgröße, die bei jeder Bewegung eine ungezwungene, natürliche Anmuth und Kraft verrieth.

„Das ist Lew Nicolajewitsch,“ beeilte sich mein Starshina mir zuzuflüstern.

Ich beeilte mich, auch meinen Namen und den Zweck meines Erscheinens zu erzählen, allein er bat mich lachend, ihn erst unter den Schutz meines Pferdes zum Hause zu geleiten, dazwischen immer mit seinen kleinen Segnern parlamentirend, die, zwar etwas eingeschüchtert durch meine Gegenwart, sich nicht zu nahe an mein etwas erregtes Pferd heranzuwagten, dennoch nicht ablassen wollten, ihren Sieg zu verfolgen bis zur gänglichen Vernichtung ihres Gegners. So traverstirte ich, mein Pferd als Deckung für den Besiegten benutzend, bis zur Thüre des Hauses, wo der Friede, nachdem der Besiegte seine Niederlage zugegeben, von beiden Seiten feierlichst beschworen und — bis zum Nachmittag — gehalten wurde.

Jetzt erst konnte ich meine geschäftlichen Angelegenheiten mit dem Grafen, der mich in ein zu ebener Erde belegenes Schreibzimmer geleite, besprechen und ihm auch meinen Namen nennen. Unsere Unterhaltung wurde natürlicher Weise deutsch geführt, denn der Graf beherrschte das Deutsch vollkommen.

Außer einigen kurzen Höflichkeitsfragen besprachen wir nur Geschäftliches. Im Gegensatz zu seinem Benehmen draußen im Hof den Kindern gegenüber, erschien er mir im Hause mehr zugeknöpft und nicht leicht zugänglich. Während unserer Unterredung konnte ich es nicht unterlassen, neugierige Blicke auf all' die Bücher, Schriften, Zeitungen und alle möglichen sonstigen Papiere zu werfen, die scheinbar chaotisch auf Tischen und Stühlen herumlagen. Sie trugen aber alle deutliche Spuren der Benutzung. Ein bißchen staubig freilich sah es aus. Man merkte es aber dem ganzen Zimmer und der Einrichtung an, daß hier die Arbeitsstätte des Landwirths, wie auch des Gelehrten sei.

Die Einladung des Grafen zum längeren Verweilen mußte ich aus Rücksicht auf den noch bevorstehenden Weg (die Ueberfahrt über die Oka mußte noch bei Tage gemacht werden) und auf meine beiden Begleiter, denen ich in dem sechs Werst entfernten Krug eine längere Rast versprochen, dankend ablehnen und mich für diesmal empfehlen.

II.

Tolstoi und die Bauern.

Ungefähr fünf Wochen später, etwa Ende April, hielt eines Abends eine einfache russische Telegge*), mit zwei Pferden bespannt, vor meiner Thür und heraus sprang — das Heraussteigen aus einem solchen Behikel ist schwer möglich — Graf Tolstoi. Ich war nicht wenig erfreut und überrascht, ihn zu sehen, aber vollends erstaunte ich, als er mir eröffnete, er wolle mit seinem kleinen Begleiter, einem Bauernjungen, die Nacht über in Charino bleiben. Dadurch wurde ich in nicht geringe Aufregung versetzt. Ich wußte nicht, ob im Herrenhause Fremdenzimmer vorhanden waren, wo ich in solchem Falle den Grafen unterbringen konnte. Meine eigene kleine Wohnung im Nebenhause war recht primitiv möblirt, da ich selbst erst einige Monate hier war. So war ich in größter Verlegenheit.

*) Bauernwagen.

Der Graf schien indessen davon nichts zu bemerken, denn während ich in seiner Gegenwart einige hastige Befehle der Fremdenzimmer wegen erteilte, unterhielt er sich damit, mein Cornet a piston zu betrachten, meine herumliegenden Bücher anzusehen und erzählte mir dabei, daß er es mit dem Wetter und dem Wege besser getroffen habe, wie ich vor einigen Wochen. Als mir gemeldet wurde, das Zimmer sei bereit, und ich den Grafen einlad, ins Herrenhaus hinüberzugehen, lehnte er es mit der schalkhaften Gegenfrage ab:

„Ja, wollen Sie mich denn nicht hier bei sich aufnehmen?“
 „Es kann mir das nur zur Ehre gereichen, Graf, aber wie Sie sehen, sind meine Räumlichkeiten derart militärisch einfach eingerichtet, daß die Ansprüche auf Komfort und Bequemlichkeit sehr geringe sein müßten.“

„O, keine Sorge, Ansprüche mache ich nicht, außerdem kenne ich die militärischen Bequemlichkeiten auf dem Marisch, und augenblicklich sehen Sie mich auf einem Dienstmarisch begriffen, habe somit nur den Dienst, nicht die persönliche Bequemlichkeit zu versehen.“

Ich machte die verlegene Bemerkung, daß hier bei mir kein zweites Bett vorhanden wäre, während er im Herrenhause alles Nöthige vorfand; außerdem bedauerte ich lebhaft, daß der General noch nicht hier wohne, er käme aber erst im nächsten Monat nach Charino, dann würde er gewiß besser aufgehoben sein. Alle diese Bedenken beachtete er nicht, sondern erklärte mir, daß er auch dann sein Nachtquartier bei mir aufgeschlagen hätte, wenn der General zu Hause gewesen wäre. „Ins Herrenhaus gehe ich nicht, habe da nichts zu thun, ich bleibe bei Ihnen, Sie behalten Ihr Bett, und alles Uebrige, was noch nöthig ist, überlassen Sie mir. In meinem Wagen habe ich meine Matratze, Kissen und Decke, wir haben hier genug Raum, um auf der Diele ein superbes Lager aufzuschlagen und ohne fürchten zu müssen, aus dem Bett zu fallen.“

„Sehen Sie,“ fuhr er fort, „mein Kutscher kennt schon meine Liebhabereien, er bringt soeben das Nöthige. Bis er unser Zimmer eingerichtet hat, wird wohl auch der Samovar gebracht werden — und dann haben wir alle Bequemlichkeiten, die Sie mir bereiten wollen.“

Während des frugalen Mahles erzählte er mir dann, weshalb er meine Gastfreundschaft in Anspruch genommen habe. Es war seine Aufgabe, das Bauern- und Herrenland derart zu trennen, daß ihre Bewirtschaftung ohne gegenseitige Belästigung stattfinden könne. Wenn eine solche Trennung auch bereits bei Aufhebung der Leibeigenschaft stattgefunden hätte, so waren doch im Laufe des verfloffenen Jahres mancherlei Fehler dabei fühlbar geworden, und diese zurechtzustellen und derartige Streitigkeiten zu schlichten, war das Amt der „Friedensvermittler“.

In Charino beanspruchten die Bauern außerdem eine Wiese, die hart am Herrenhause gelegen war, und dieses unfinnige Verlangen den Bauern vorzuhaltend und auszuredend und ihnen die richtige Wiese anzuweisen, war der eigentliche Zweck seines Hierseins. Mein Starschina mit seinen Bauern sollte zu morgen gütig werden.

Der Appetit des Grafen war wirklich ein guter, er aß und trank, was auf den Tisch kam, und dabei trug er eifrigste Sorge, seinem kleinen Begleiter, er nannte ihn bald seinen Sekretär, bald seinen Landmesser, die besten Bissen zuzuschicken. Der kleine Junge war ein Bauernkind aus seinem Dorf, der bei ihm die Schule besuchte und sich, wie der Graf hervorhob, durch eminente Begabung für Mathematik auszeichnete. Zur Belohnung für seinen Fleiß und gutes Betragen und — wie der Graf lächelnd bemerkte — „hauptsächlich zu meiner Bequemlichkeit habe ich ihn mitgenommen, denn zählen, messen, berechnen u. dgl. ist nicht meine Liebhaberei.“

Am anderen Morgen stellten sich frühzeitig die Bauern mit ihrem Starschina ein, und die Verhandlungen wegen des äretigen Landes begannen.

Wer irgend einmal geschäftliche Auseinandersetzungen mit russischen Bauern gehabt hat, ohne die Macht zu haben, seinen Worten politischen Nachdruck verleihen zu können, weiß es, welche Geduld man haben muß, welche Langmuth beim Anhören ihrer unlogischen Gründe. Die Ansprüche der Bauern waren wahrlich keine geringen, die leutfelige Art des Grafen regte sie überdies zu ganz besonderen Wünschen an, schließlich beanspruchten sie eine kleine Wiese, die angrenzend an den großen Garten, durch die Upa und Hofslandereien eingeschlossen, nur durch den Garten zugänglich war. Dieses Verlangen der Bauern war so einfältig, daß der Graf sie kurz abwies. Aber

den zähen Bauern war die Idee zu verlockend, sie gaben sie so leichten Kaufs nicht auf.

„Väterchen, gib uns die Wiese,“ bettelten sie, „der Herr hat ja genug Wiesenland, Du mußt uns schon helfen.“
 „Aber Kinder, das geht nicht, die Wiese ist des Herrn Eigenthum, die dürfen wir nicht fortnehmen.“

„Ja, warum nicht?“ fragten die Bauern, „Du wirst es schon können, gib sie uns nur, dann haben wir eine so schöne Wiese, glatt, eben, und Klee wächst drauf.“

„Kinder, bedenk doch, was Ihr fordert; das könnt Ihr doch nicht bekommen; außerdem ist es ein kleines Stück, theilen könnt Ihr es nicht, Euer Vieh kann ebenfalls zum Abweiden nicht hingetrieben werden, was wollt Ihr also damit?“

„Nitschewo, Väterchen, wir haben doch die Freude.“

„Was soll Euch die Freude, wenn Ihr keinen Nutzen habt?“

„Aber die Freude, die Freude, Väterchen!“

„Ihr könnt aber auf die Wiese gar nicht gelangen; von Euren Ländereien führt kein Weg zu ihr, nur durch des Herrn Garten könnt Ihr sie erreichen.“

„Du wirst uns auch einen Weg geben, Väterchen.“

„Macht, was Ihr wollt; ich kann Euch die Wiese nicht geben.“

„Da nitschewo, batuschka, Du kannst sie uns doch geben.“

Hier verließ den Grafen doch etwas seine Langmuth, er trat mit ein paar Schritten in die Mitte der Bauern, nahm seinen Hut ab, bekreuzigte sich und sagte:

„Nun seht! vor Gott versichere ich Euch, daß weder ich noch irgend Jemand die Wiese geben kann, die gehört Eurem Herrn und bleibt seine Wiese.“

Und zu mir in den Vorraum des Hauses tretend (die Verhandlung fand auf der Straße statt), sagte er:

„Es ist wirklich wahr: man mag Amphion sein und Fels und Wald bewegen, so kann man Bauern doch nicht widerlegen.“

Auf meine Bemerkung, daß mir längst die Geduld ausgegangen wäre und ich mit den Deuten schärfer unterhandelt hätte, erwiderte er:

„Sie sind noch jung, kennen unsere Bauern wenig; später werden Sie anders darüber denken. Der russische Bauer ist ein gutmüthiges, offenherziges, großes Kind, das auch wie ein solches behandelt werden muß; sein kindliches Vertrauen müssen wir, die bisherigen Herren, erst erwerben durch Liebe und Geduld. . . . Ob ich es verstehe, mit ihnen umzugehen, sie richtig zu behandeln — weiß ich nicht, ich bemühe mich aber, es zu lernen. Mit den großen Kindern geht es noch, unser Einfluß ist hier gering; aber die richtige Behandlung, der Umgang mit den kleinen Kindern ist ein noch ungelöstes Problem.“

Ich verwies auf seine Schule und meinte, daß seine dort erzielten guten Resultate ihn doch überzeugen müßten, daß er es verstehe, die Kinder richtig zu behandeln.

Er lächelte und sagte: „Aber diese Ueberzeugung habe ich gar nicht, — in meiner Schule bemühe ich mich selbst, etwas zu lernen, und muß mir das Zeugniß ausstellen: Fortschritte mäßig. . . . Aber inzwischen werden sich meine großen Kinder wohl über die Wiese beruhigt haben.“

Und so war's, die Wiesenfrage ward rasch erledigt, ebenso alle anderen fraglichen Punkte der Verhandlung. Der Graf freute sich, daß Alles so glatt verlaufen war, rief seinen „Meinen Landmesser“ zu sich und eröffnete ihm, daß es für ihn nichts zu thun gebe, er möge nur die Sachen einpacken lassen. Bald fuhr seine Teleage vor, er verabschiedete sich von mir, dankte für geöffnete Gastfreundschaft und fort ging's.

„Das ist ein Vater, das ist ein Vater,“ sagten mir die Bauern, als er fort war, „von dem hört man kein böies Wort, er spricht, wie wir sprechen, einfach und verständlich. Und Recht hat er auch, die Wiese gehört dem Herrn, und wenn wir sie ihm wegnehmen, so haben wir nichts und er nichts.“

Mir war der Besuch äußerst angenehm gewesen und zwar schon aus dem Grunde, daß ich wiederum einmal Deutsch hörte; der Graf sprach ein sehr gutes Deutsch, dabei ungelücht und doch prägnant, immer das ausdrückend, was er sagen wollte. Ein klein wenig Humor und Selbstironie hörte man bei seinen Reden heraus, es bedurfte nur längerer Bekanntschaft, wie mir schien, damit er sich ganz so gebe, wie er verlangt war, dann aber traten auch diese Eigenschaften mehr hervor. Und ich täuschte mich nicht; denn bei meiner letzten Zusammenkunft mit ihm lernte ich gerade diese Seite seines Charakters kennen.

Allerlei.

Der vergessene Bleistift. Ein hiedriger ungarischer Schmiedemeister, der schöne, landwirtschaftliche Maschinen verfertigte, hatte laut „Gann. Cour.“ eine Audienz beim Kaiser Franz Joseph, um sich für die Verleihung einer Auszeichnung zu bedanken. Bei der Audienz zog der Meister die Bilder des Kaisers und der Kaiserin aus der Tasche und sagte: „Majestät, ich hätte noch etwas vorzubringen, eine Bitte. Wollen Sv. Majestät nämlich auf dieses Porträt den werthen Namen der Königin Elisabeth schreiben?“ Der König lächelte und fragte nach dem Grund. „Weil ich, wenn ich sterbe, das Verdienstkreuz zurückgeben muß. Ich möchte aber meiner Familie ein Andenken hinterlassen, daß ich bei dem König gewesen bin.“ „Die Königin ist aber jetzt nicht hier, sondern in München.“ „Dann wollen Sv. Majestät Ihren Namen schreiben.“ „Ich habe aber nichts bei der Hand, womit ich schreiben könnte.“ „Ich habe einen Bleistift bei mir“, entgegnete der Meister und reichte dem Kaiser einen geprügten Bleistift. Als dies geschehen war und der würdige Meister das Bild eingeseht hatte, hinstellte er vorlegen. „Wünschen Sie noch etwas?“ fragte der Kaiser. „Ja, Majestät, meinen Bleistift!“

Seltames Wiederfinden. Eine romantische Szene spielte sich jüngster Tage in der City von London ab. Zwei elegant gekleidete Damen, von denen die ältere ein wohlgefülltes Portemonnaie in der Hand trug, gingen in der Holway Road an einem Restaurant von der niederen Sorte vorüber, als plötzlich ein wild und heruntergekommen aussehender junger Mann von etwa 25 Jahren aus demselben hervorstürzte, der Dame, ehe sie sich besinnen konnte, das Portemonnaie aus der Hand riß und sich eiligst damit aus dem Staube machte. Der Hülfser der Bestohlenen brachte schleunigst drei junge Burtschen herbei, die Jagd auf den Entlaufenen machten. Es gab eine aufregende Verfolgung durch ein Gewirr von winkligen Straßen und Gassen, bis der Gehegte zu seinem Unglück in eine ihm jedenfalls unbekanntes Gasse gerieth, wo er von den drei Verfolgern gefesselt und gefangen wurde. Vergebens suchte er sie an, ihn laufen zu lassen, er sei am Verhängen und habe die Briele nur aus Verzweiflung gestohlen, um sich etwas Nahrung verschaffen zu können; seine Wächter blieben unerbittlich und hielten ihn mit eisernen Griffen, bis die Damen herbeigeeilt kamen. Groß war jedoch ihr Erstaunen, als sie die ältere Dame plötzlich auf die Kniee fallen und um Verzeihung für den Dieb bitten sahen. Im nächsten Moment lag auch dieser auf seinen Knien und bat die Dame himmelhoch, sie möge ihn eingedenk vergangener Zeiten nicht dem Richter überweisen. Nunmehr gab die Bestohlene jedem der drei Burtschen ein Pfund Sterling unter der Bedingung, von dem Geschehen absolut nichts zu verrathen, und nachdem sie ihnen noch eine kurze Erklärung gegeben, verließ sie Arm in Arm mit dem Diebe den Schauplatz. Wie sich herausstellte, war sie eine reiche Hotelbesitzerin aus dem Seebade Brighton, die vor Kurzem ihren Sohn aus dem Hause gestohlen hatte, weil sie bestimmt glaubte, daß er ihr fünfzehn Pfund-Noten (1000 Mark) gestohlen habe. Die vermischten Noten fanden sich zwei Tage später, doch von dem unschuldig verflohenen Sohn konnte die verzweifelte Mutter keine Spur entdecken, bis sie ihn als den Dieb ihres Portemonnaies, wo oben beschriebenen, so selbstam wiederfand.

Gelebene Kunden. Ueber einen recht ingeniosen Geschäftsniff, dem zwei Weinreisende aus Bordeaux manchen Auftrag verdanken sollen, wird aus Paris geschrieben. Die Beiden sind Vater und Sohn, und Jeder vertritt ein anderes Haus. Sie arbeiten jedoch gemeinsam und zwar folgendermaßen: Einer von Beiden — nehmen wir an, der Vater — geht zu einem Kunden und macht ihm mit großer Beredsamkeit Offerten. Gelingt es ihm, den Mann herumzubekommen, so ist's gut; er führt den Auftrag aus und theilt den Verdienst mit dem Sohne. Wird er aber abgewiesen, so überreicht er, bevor er geht, dem widerspenstigen Kunden seine Preisliste. Zwei Tage später erscheint der Sohn. Auch er macht mit all' seiner Ueberredungskunst Offerten. Dem Unworbenern wird das schließlich zu viel und er ruft ungeduldig aus: „Vor zwei Tagen hat mir einer Ihrer Kollegen genau die gleichen Lobeserhebungen über seine Weine gemacht. Ich glaube sogar, er stellte billigere Preise als Sie!“ — „Das ist rein unmöglich. Bitte, zeigen Sie mir doch mal die Preisliste, wenn Sie sie noch haben.“ — „Warten Sie, ich glaube, ich habe sie da unter meinen Papieren!“ — Er sucht und findet sie. — „Geben Sie sie, bitte, mal her!“ sagt der Reisende mit einem leisen Anfluge von Verachtung. — Er nimmt sie, aber kaum sind seine Blicke auf sie gefallen, so nimmt sein Gesicht einen halb verzweifelten, halb ärgerlichen Ausdruck an, und er jagt in einem respektvollen und entnützigten Tone: „Ah — das ist etwas Anderes! Da will ich nicht weiter in Sie dringen. Wenn es sich um eine Preisliste des Hauses X... handelt, kann ich nichts thun. Ich kann Ihnen gleich gute Waare für denselben Preis liefern, aber besser oder billiger — das ist nicht möglich. Das ist ja das erste Haus von Bordeaux; da ziehe ich mich zurück. Adieu!“ — „Doo!“ sagt sich der Kunde. „Wenn ein Konkurrent sich so schmählich vor den Weinen eines Kollegen zurückzieht, so muß das eine ganz außergewöhnlich gute Gelegenheit sein!“ Und er giebt sofort schriftlich einen Auftrag an den Vater, der dann mit dem Sohne den Verdienst theilt, worauf sich Beide in's Häuschen lachen.

Der Schirm im Orient. Schon auf den ältesten Denkmälern des Orients, auf assyrisch-babylonischen Basreliefs und auf ägyptischen Fresken, findet man den Sonnenschirm, und zwar in mannigfaltiger Form. Im Osten Asiens ist er in den Tempeln und an den Fürstenthöfen ein unerlässlicher Gegenstand, auch bildet er die Grundform der Bagode. Ueber dem Haupte des Königs von Siam oder des Kaisers von Siam getragen, deutet er symbolisch an, daß der Monarch ein Sohn des Himmels und direkt von den Göttern inspirirt ist. Der siamesische Orden Maha Thakri, der nur Prinzen von Geburt erteilt wird, besteht in einem kleinen goldenen Sonnenschirm mit sieben Abdachungen. Der König von Birma besitzt unter seinen zahlreichen Titeln auch den des „unbeschnittenen Meisters der 24 Sonnenschirme“. Auf seinen Spaziergängen werden diese 24 Sonnenschirme im Gänjemarkt vor ihm hergetragen. Der Schirm aus Papier dient den Chinesen der Küstländer und den Japanern zugleich als Regenschirm. Die Chinesen gehen nie über die Straße ohne den Schirm, denn das Klima bringt beständigen Wechsel von sengender Hitze und sintfluthlichen Regengüssen mit sich. Da sie glauben, daß es im Jenen nicht anders sein wird, so legt man den Todten gewöhnlich einen en-tout-cas in den Sarg. Ein indischer Raja würde seinen Unterthanen keinen Respekt einflößen, wenn er bei seiner Ausfahrt keinen Sonnenschirm über seinem Turban tragen ließe. Wer nicht im Schatten des urväterlichen Parasols wandelt, genießt kein Ansehen. Auch der Prinz von Wales mußte sich diesem Brauche fügen, als er Indien bereiste. Der Sultan von Marokko nimmt für sich allein das Recht in Anspruch, einen grünen Schirm zu tragen. Nach der „Independance Belge“ giebt es auf der ganzen Welt nur eine einzige Widwale mit Regenschirm; sie befindet sich zu Reading und stellt George Palmer dar, den Gründer der Biscuitfabriken. Er hat einen Gibus auf dem Kopf und stützt sich auf einen Regenschirm. In Omaha, im Staate Nebraska, wo im nächsten Jahre eine interessante Ausstellung stattfinden soll, bereitet man eine Verherrlichung des Regenschirmes vor: Der ganze Ausstellungsraum wird von einem riesigen Schirm überspannt sein, dessen Stock eine Länge von 35 Fuß hat.

Gemietete Grabstätten. Man sollte es kaum für möglich halten, daß es ein Land geben könnte, in welchem die Menschen nicht nur, so lange sie leben, aus ihren Wohnungen ermittit werden, wenn sie keine Miete zahlen, sondern wo sie sogar als Tode sich keiner ungehörigen Ruhe erfreuen dürfen, sobald ihre Angehörigen es versäumen, den jährlichen Mietkontrakt zu erneuern. Das seltsame Land, wo die Exhumation oder vielmehr die Emission der Leichen thatsächlich zu den fast täglichen Vorkommnissen gehört, ist die in letzter Zeit vielgenannte Insel Puerto Rico. Auf dem Campo Santo, dem am Rande des felsigen Secufers bei San Juan liegenden Gottesacker, sind die Grabstätten so enorm kostspielig, daß sie fast nie angekauft werden. Selbst den reicheren Leuten ist der geforderte Preis oft zu hoch, und sie verpflichten sich lieber, die jährliche Miete zu zahlen. Für die ärmere Bevölkerung ist es meist unmöglich, lange Jahre hindurch die hohe Miete zu erschwingen, und so müssen sie es sehr häufig zu ihrem Schmerz mit ansehen, wie die ihnen so theuren Todten ihrer letzten Ruhestätte beraubt werden. Gewöhnlich mietet der Bessersituirte das Plätzchen Erde, in das er den verstorbenen Angehörigen betten will, auf acht bis zehn Jahre; vergift er es nach Ablauf dieses Terms, die stille Stätte auf dem Friedhof für einen weiteren Zeitraum, durch rechtzeitiges Zahlen des Mietpreises mit Beschlag zu legen, dann werden ohne besondere Benachdrigung die irdischen Ueberreste des dort Schlummernden ausgegraben, um den Platz an einen Andern vergeben zu können. Die Frage, wo alle aus den Gräbern entfernten Skelette hinkommen mögen, ist leicht beantwortet. Diese finden ihren Weg in die äußersten Ecken des Kirchhofes, wo man dicht an der Mauer hoch aufgeschichtete Knochenhaufen sehen kann. Das heißt, die Gebeine selbst liegen selten frei und offen da. Die Natur dort ist barmherziger als die Menschen; sie bedeckt die aus der Erde genommenen Ueberbleibsel einstigen Lebens bald so dicht mit tropischen Rankengewächsen, daß sie nur kurze Zeit den profanen Blicken der Menge ausgesetzt sind.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Soeben sind wieder drei neue Flugblätter des Vereins für christliche Volksbildung erschienen, welche folgende Ueberschrift tragen: 1. „Volksbildung und Volksverdummung“. — 2. „Ein Jubeljahr zum 20jährigen Jubiläum der inneren Mission am 21. September 1898 in Wittenberg“. No. 183. — 3. „Deutsches Volk, laß dir den Sedantag als nationalen Festtag nicht rauben“. Nr. 184. — Diese drei Blätter sind vortrefflich geschrieben und sind zur Massenverbreitung in Vereinen und Versammlungen, letzteres auch ganz besonders in Schulen, sehr geeignet. — Das erste kostet 100 Exempl. 3.50 Mk. ohne Porto, die beiden anderen 100 Stück 1.50 Mk., Porto 30 Pfg. 50 Stück 80 Pfg., Porto 20 Pfg. 20 Stück 40 Pfg., Porto 10 Pfg. 1 Stück 5 Pfg. mit Porto. Zu beziehen durch Herrn Sekretär C. Goerke, W.-Glabbach.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Ebelleben. Rotationsdruck und Verlag von Dietrich, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87